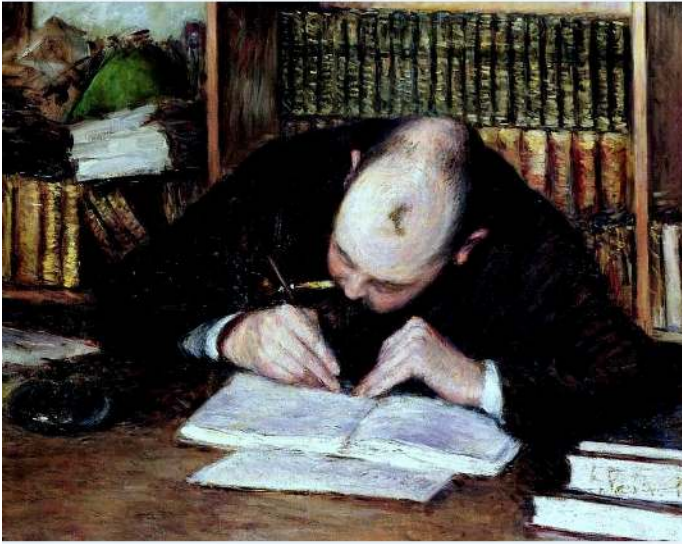


Eduard von Keyserling

Die dritte Stiege

Roman



HOFENBERG DIGITAL

Eduard von Keyserling

Die dritte Stiege

Roman

Eduard von Keyserling: Die dritte Stiege. Roman

Neuausgabe mit einer Biographie des Autors.
Herausgegeben von Karl-Maria Guth, Berlin 2016.

Umschlaggestaltung unter Verwendung des Bildes:
Gustave Caillebotte, Ein Mann am Schreibtisch, 1885

ISBN 978-3-8430-8714-8

Dieses Buch ist auch in gedruckter Form erhältlich:
ISBN 978-3-8430-3473-9 (Broschiert)
ISBN 978-3-8430-3474-6 (Gebunden)

Die Sammlung Hofenberg erscheint im Verlag der Contumax
GmbH & Co. KG, Berlin.

Erstdruck Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig, 1892.

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind über
<http://www.dnb.de> abrufbar.

I.

Die erste Nacht, die Lothar von Brückmann in Wien verbrachte, war von keinem erquickenden Schlafe gesegnet. Die ermüdende Reise von Genf hierher, die nächtliche Ankunft, die Plackereien des Bahnhofs und des Quartiernehmens hatten ihn abgespannt und aufgereggt zugleich. In seinen Träumen dauerte das Führen und Schaffen fort und ließ ihn der Ruhe nicht froh werden. Spät am Vormittag des andern Tages erwachte er erst. Er kannte das an sich: Die Ankunft in einem fremden Ort, das Verhandeln mit Wirt und Kellner, das Einziehen in unfreundliche Gasthausstuben machten ihn melancholisch; er fühlte sich dann verlassen und ältlich. Der nächste Morgen an einem solchen Ort jedoch brachte gewöhnlich eine angeregte und lebensfrohe Stimmung.

Er blieb noch im Bette liegen, die Decke bis zum Kinn emporgezogen. Heller Sonnenschein drang durch die gelben Fenstervorhänge. Blendende Lichtflocken zitterten auf dem weiß und roten Teppich. Wagengerassel, Klänge einer Drehorgel, das Klingeln der Pferdebahn tönten von der Straße herauf.

»Margarethenstraße – zwei«, murmelte Lothar vor sich hin: »In – zwei; im ersten, zweiten oder dritten Stock; wo war es? Gleichviel! das erfahre ich dort.« Er gähnte, streckte die Beine weit von sich und suchte sich auf dem Kopfkissen eine kühle Stelle für seine Wange: »Erster wäre mir lieber. Im ersten Stock kann man gewiß eben so tüchtige Gesinnungen haben, wie im dritten. Gott! es wird sicherlich der dritte sein! Rotter gab von jeher nichts auf solche

Äußerlichkeiten – breite Hutkrempe und Dachwohnungen. Als ob eine gute Wohnung das Erbübel der Gesellschaft sei.« Ein guter Junge dieser Rotter, mit seinem hübschen Gesicht und der stürmischen Art, mit den Leuten zu verkehren. Lothar freute sich ihn wieder zu sehen. Er richtete sich auf. Ungeduld, seinen Tag zu beginnen, ergriff ihn.

Es war schon halb elf Uhr geworden, als er auf den Kärnthner-Ring hinaustrat. Die Sonne beschien heiß das Pflaster und ließ den Staub, der die Luft erfüllte, glänzen. Die mageren Kastanienbäume der Reitallee, die Häuser, selbst der lebhaftblaue Himmel, alles hatte ein hübsches Flimmern an sich, als wäre es leicht mit Goldstaub angespritzt worden. Auch die Luft mit ihrem Geruch nach warmem Asphalt erschien Lothar angenehm.

Er setzte sich in den schmalen Schattenstreif, den das linnene Vordach eines Café auf das Pflaster warf; frühstückte und dachte nach.

Unmittelbar vor ihm befand sich eine Haltestelle der Pferdebahn. Hier kreuzten sich die gelben Wagen; es ward gepfiffen, gerufen; die Conducteure nickten und lächelten einander zu. Eine mächtige, alte Frau mit einem mächtigen Korb stieg in einen gedrängtvollen Wagen; ihr rotes Gesicht lachte, während sie schonungslos die Leute stieß, und diese lachten auch, laut, daß es die Straße hinabschallte; selbst der Kutscher lachte. Dort, in einem andern Wagen stand ein blondes, rundes Mädchen, fest in die graue Sommerjacke geknöpft, mit der einen Hand sich am Halteriemen haltend, in der andern eine Mappe. Sie stand den Kopf ein wenig gebeugt und lächelte verhalten, denn hinter ihr an die

Brüstung der Plattform lehnte ein junger Mann und flüsterte eifrig in die blonden Löckchen des Nackens hinein.

»Wie fröhlich die alle sind!«

Dicht neben Lothar trieben die Fiaker ihr Wesen. Sie hatten ihre Fuhrwerke verlassen und versammelten sich vor einem Gasthaus. Der Kellnerbub trug ihnen große Stangen voll Bier zu. Sie tranken, schreiend, sich stoßend, lachend, wie Leute, die auf der Gasse zu Hause sind.

»Was haben nur all diese Leute? Ah! hier kommt einer, der nicht lacht. Nein! Der sieht recht ärgerlich vor sich nieder und geht so heftig; der hat Sorgen und ein eiliges, unangenehmes Geschäft.«

Und doch – vor dem Blumenmädchen an der Ecke bleibt er stehen, wählt lange hin und her, kauft eine Rose, sagt etwas; es muß etwas Lustiges sein, denn das Mädchen kichert; dann steckt er die Rose in das Knopfloch und rennt weiter.

»Wenn man Zeit hat, sich eine Rose zu kaufen und sie sich ins Knopfloch zu stecken, dann sind wohl die Sorgen nicht allzu groß und die Geschäfte nicht allzu eilig.«

Ja! so hatte es sich Lothar gedacht, so hatte es der Meister in Genf geschildert! »Du sollst die Lehre einem Volke bringen, welches ein leichtes, heiteres Leben liebt, gerne lacht, keck und unbefangen nach allem Guten und Angenehmen der Erde greift. Vergiß das nicht.« Lothar glaubte seine Aufgabe klar zu erfassen und er begriff, daß diese Aufgabe gerade *seine* Aufgabe sei. Wollte er hier den Boden für die große Lehre und die große Tat vorbereiten, so mußten seine Lehren heiter und freundlich sein. Und das war nicht schwer! Der Zukunftsstaat sollte die Menschen ja

glücklich und heiter machen. Bisher freilich hatte die große Sache ein finsternes Ansehen gezeigt, von Blut und Eisen gesprochen. Er wollte zeigen, daß nichts von allem Schönen, nichts von Lust und Fröhlichkeit verloren gehen dürfe; nur gleich auf alle sollten sie verteilt werden. Neue reiche Quellen des Genusses werden sich öffnen. Den Wienern sollte nach dieser Zukunft der Mund wässern. Ganze Leitartikel schwirrten ihm durch den Kopf; ungeduldig pochte er mit dem Geldstück auf den Tisch; er wollte gehen, sein Werk beginnen.

Während er sich durch die Menschenmenge der Kärnthner-Straße hindurchwandte, war er noch so tief in seine Gedanken versunken, daß er halblaut vor sich hin sprach: »Die Leute dürfen nicht immer mit der Aussicht auf die harten Übergangszeiten gequält werden; das schöne Ziel müssen sie sehen.« Der Meister sagte: »Du, Brückmann, hast weiche, vornehme Hände, Du wirst die Wiener fein und weich anfassen; das brauchen wir.« An ihm sollte es nicht fehlen! Das hasserfüllte Gerede hatte er ohnehin satt. Es mußte gezeigt werden, daß die große, heilige Sache auch eine schöne, eine lustige Sache ist.

Aus dem Gedränge des Naschmarktes bog er nun in die stillere Margarethenstraße ein. Da stand das Haus, welches er suchte; ein großes viereckiges Gebäude mit zwei Toren, an der Ecke der Margarethen- und der Wiedener-Hauptstraße gelegen. Den geräumigen Hof durchschreitend, sah er dort gegenüber, über jenem Eingang in goldenen Buchstaben die Aufschrift: »Dritte Stieg.« Nun geriet er in einen Flur, der nur mäßig durch ein Fenster erhellt ward, welches auf einen Lichthof hinaus ging. Eine Stiege mit

schönem, gußeisernem Geländer wandt sich in ausgiebigen Biegungen vier Stockwerk hinauf. Auf der untersten Stufe stand ein Holzkübel voll Wasser, lag ein nasser Fetzen und daneben an dem Schlußpfeiler der Treppenrampe lehnte ein Mädchen. Lothar fragte nach dem Hausbesorger. Das Mädchen war halb nackt. Der Rock reichte kaum bis an das Knie, die Ärmel des gelben Camisol's waren aufgestreift. Bei Lothars Frage hob es den Kopf und schaute ihn unter dem schwarz und kraus auf die Stirn herabhängenden Haar mit dunklen, blanken Augen ruhig an: »Was schaffen's denn?«

»Im dritten Stock, glaube ich – bei einer Frau Pinne, sind Zimmer für mich genommen worden«, erwiderte Lothar. »Hm« – das Mädchen dachte einen Augenblick nach und warf sich dabei zerbröckeltes Schwarzbrot in den Mund, indem es die flache Hand auf die dicken, roten Lippen drückte. »Ja, ja, gehn's nur hinauf. Die erste Tür links«, sagte es dann. »Was gibt's, Tinni –«, erscholl eine Frauenstimme aus der Hausmeisterwohnung. »Nix –«, meinte Tinni. »Der Zimmerherr der Frau Pinne ist kommen.«

Zerstreut betrachtete Lothar das Mädchen, wie es sich nachlässig an den Treppenpfeiler lehnte, ruhig und behaglich seine braune Nacktheit zeigend. »Ich finde mich schon zurecht«, meinte er dann, griff an seinen Hut und stieg langsam die Treppe hinan. Wenn er an einer Biegung den Hohlraum der Stiege hinabschaute, sah er Tinni unten stehen, sie warf sich mit der flachen Hand Brotkrumen in den Mund und blickte, den Kopf zurückgebogen, zu Lothar empor. So aus der Tiefe hinaufstarrend, erschienen diese Augen wunderbar groß und schwarz.

Im dritten Stock an der ersten Tür links schellte Lothar. Sie ward vorsichtig ein wenig geöffnet. »Wer ist's«, fragte jemand, ohne sich zu zeigen. »Brückmann – von Brückmann«, meldete Lothar. »Hier sind Zimmer für mich gemietet worden.« – »Ah!« Die Tür öffnete sich und vor Lothar stand eine kleine, alte Frau in dürftiger Kleidung. Der Kopf war mit einem gelblichen Tuch umbunden, das kleine wachsgelbe Gesicht stand voller Falten und Blatternarben, die Augen waren glanzlos und gelb. Das Ganze sah uralt und verwittert aus, und zwar wie etwas, das ganz vernachlässigt, das ohne jede Pflege alt geworden, an dem Wind und Wetter, Staub und Rost ungestört gezaust und genagt hatten.

»Sie sind die Frau Pinne?«

»Freilich. Ich wart' auf Sie schon lang'. Jesus! Der da, Ihr Freund, der hat ein' Eil' gehabt. Der Herr kann jeden Augenblick kommen. Da war es! Vier Tage schon sind die Zimmer parat.« Sie schurte auf ihren weichen Schuhen voraus in das Nebenzimmer. »Dies hier«, erklärte sie, »ist das Schlafzimmer; ein sehr gutes Zimmer. Die Vorhänge sind neu; der Überzug der Stühle auch.« Die Zimmer waren rein und geräumig; die Wände mit gelben Papiertapeten beklebt, die Möbel recht neu und, was Lothar wichtig schien, das Licht drang voll durch die zwei Fenster eines jeden Zimmers und warf goldene Tafeln auf den Fußboden.

»Also hier!«, sagte Lothar und machte sich in seiner sauberen und sorgsamten Weise daran, alles zu ordnen. Die Alte stand noch in der Tür und sah zu. »Wohnen Sie hier allein?«, begann Lothar ein Gespräch. Diese Frage jedoch mißfiel der Frau. »Ja, was brauch' ich denn jemand. Wer soll

bei mir sein?« Dabei wandte sie sich mürrisch ab und verließ das Zimmer.

Lothar arbeitete eifrig fort. Erst als die Zimmer nicht mehr das Aussehen einer Wohnung, sondern, wie er meinte, *seiner* Wohnung trugen, gönnte er sich Ruhe. Er rückte einen Sessel an das Fenster, streckte sich darin aus und zündete sich eine Zigarette an. Mit der ersten Zigarette, die er bedächtig in einer Wohnung rauchte, pflegte er von dieser Besitz zu nehmen, und diese Handlung war denn auch gewöhnlich von einer feierlichen oder doch nachdenklichen Stimmung begleitet.

Unten lag der Hof voll Morgenlicht; gegenüber ein Café, aus dem das Klappern der Billardkugeln herübertönte. Davor stand ein Brunnen, dessen Rohr von einer steinernen Mutter Gottes mit dem Kinde geschmückt war. An diesem Brunnen lehnte Tinni; Lothar sah ihren Rücken und die schwere Last der schwarzen Haare am Nacken. Sie sprach mit einem langen, breitschultrigen Burschen im blauen Arbeitskittel. Sein rotes, bartloses Gesicht lachte. Tinni mußte den Kopf ganz zurückbiegen, um ihn anzusehen.

»Das Bild dieses Hofes«, dachte Lothar, »wird mich nun durch das Stück Leben, welches mir hier beschieden ist, begleiten. Diese Gottesmutter mit ihrem grauen Steingesicht, dieses Cafégeklapper, dieses schwarze Mädchen – zu jeder Tageszeit werde ich sie sehen. In der sachten und bedeutungsvollen Weise der Sachen, die uns umgeben, werden sie in meine Gedanken, in all meine Erlebnisse, die ich von der Straße hereintrage, hineinsprechen und mein Leben mit laben.«

Die unstete Art seines bisherigen Lebens machte, daß Lothar gefühlvoll wurde, wenn er eine neue Wohnung bezog. Vielleicht wurde aus dieser fremden Umgebung eine Heimat. Vielleicht fand er hier den stillen lieben Winkel, nach dem ihn zuweilen verlangte. In solchen Augenblicken, er hatte es schon oft erfahren, kamen ihm regelmäßig Kindheitserinnerungen – Erinnerungen an eine ganz in altgewohnte Räume eingesponnene Existenz, und zwar so lebhaft, daß es ihm oft das Herz bewegte.

II.

Die Brückmanns gehörten zu den ältesten Familien des ostpreußischen Landadels. Meist gute Landwirte, gute Jäger, gute Reiter, schöne breitschultrige Gestalten mit starkem blonden Bartwuchs, pflegten sie nicht viel zu lernen. Sie heirateten früh, traten ein Landgut an, oder gingen ins Militär. Daß die Ehe eines Brückmann kinderlos geblieben, dessen konnte sich niemand entsinnen; der gewöhnliche Satz war vielmehr sieben oder acht Kinder, so daß es zu großen Kapitalansammlungen nicht kam. Sie konnten es mit Fleiß und Arbeit, mit Nachdenken über Düngung und Viehwirtschaft höchstens dazu bringen, ihrem Stande gemäß zu leben, ein gutes Haus, gute Pferde zu haben, einen kleinen Rotwein zu trinken, einige seidene Kleider für ihre Frauen anzuschaffen, und – wenn die Zeit gekommen war – den einen oder anderen Winter hindurch in Königsberg den Töchtern Gelegenheit zu geben, sich zu verheiraten. Den Fräulein Brückmann gelang jedoch nur äußerst selten, es zu einer Verlobung zu bringen.

Eine Mißheirat war seit Menschengedenken nicht vorgekommen; daher gehörte die Heirat des zweiten Sohnes der Berlow'schen Brückmann's zu den traurigsten Ereignissen der Familiengeschichte. Lothar von Brückmann verband sich mit einer Lokalsängerin, einer herabgekommenen Polin, die ihn in Berlin umgarnt hatte. Die Familie ließ Lothar fallen, zwang ihn, die Gegend zu verlassen, und wollte nie mehr etwas von ihm wissen. Er zog mit seiner Frau nach Dresden, wo ihm ein Sohn geboren ward. Diese Ehe bewährte sich jedoch nicht, denn die

schöne Frau v. Brückmann mit den übergroßen braunen Augen und dem Haar, das fast grau schien, verließ ihren Gatten und Sohn und verschwand mit einem amerikanischen Lebensversicherungsagenten.

Unterdes hatte sich im Berlow'schen Zweige der Brückmann's ein zweites ungewöhnliches Ereignis zugetragen. Fräulein Lydia, Lothars ältere Schwester, hatte sich auf einem Balle in Königsberg mit einem Baron Taufen aus den baltischen Provinzen verlobt. Es war, als wollte der liebe Gott den hartgeprüften Berlow'schen Zweig durch diesen Glücksfall entschädigen.

Nach kurzer, kinderloser Ehe starb der Baron. Die Baronin war Erbin seines Vermögens und lebte auf ihrem Landgut, dieses mit Umsicht und Energie verwaltend. Als sie von der traurigen Lage ihres Bruders hörte, verlangte sie, das Kind zu sich zu nehmen. So geschah es, der kleine Lothar wurde zu seiner Tante gebracht und dort erzogen. Sein armer Vater jedoch starb schon, als der Knabe kaum zehn Jahre alt war.

In einem kleinen, mitten im dichten Nadelwalde gelegenen Landhaus verbrachte Lothar seine Jugend; hierher flüchteten im späteren Leben seine Gedanken, wenn er sich verlassen und heimatlos fühlte; dann spürte er wieder den feuchten, strengen Duft des Waldes, wieder das unruhige Gefühl, halb Unternehmungslust, halb Furcht, wie es ihn damals überkam, wenn die bleiche nordische Sommernacht den Wald mit ihrem Helldunkel erfüllte und es in den Büschen und dem schwarzen Gezweige wisperte, wie von tausend geplanten Streichen.

Im Hause ging es still zu. Die Baronin verkehrte fast gar nicht mit ihren Nachbarn. Sie widmete sich ganz der

Landwirtschaft und fuhr täglich mit ihrem alten, ruppigen Schimmel umher. Am Nachmittage, in der dämmerigen großen Stube empfing sie ihre Leute, fragte sie nach ihren Angelegenheiten, erteilte Ratschläge, verordnete Heilmittel; dazwischen schlummerte sie auch ein wenig. Im Winter, um sieben Uhr abends, ward die Lampe gebracht. Lothar mußte dann ein französisches Buch vorlesen. Draußen vor den Fenstern rauschten die Tannen. Im Flur gingen der Hausknecht und die Mägde ab und zu und stampften sich auf den Fliesen den Schnee von den Schuhen.

Im Sommer pflegte der Knabe nur wenig zu Hause zu sein. Er saß mit dem Gänsebuben am Feldrain; stand bei dem Kutscher und sah zu, wie der Wagen gewaschen wurde; er tat – er konnte es später nicht mehr sagen, was, es schien ihm jedoch, als habe jenes Leben bestanden aus unendlich seligem Hineinstarren in einen sommerblauen Himmel, aus dem Trinken des Duftes der sonnenwarmen Fichtennadeln, aus Aufstochern von Ameisenhaufen, aus gedankenlosem Hinausblicken auf die Felder, über denen der Abend herabdämmerte, aus Hinaushorchen in die Ferne, wo lettische Mädchen ihre Lieder singen.

Für Lothar wurde ein Hauslehrer genommen. Mit dem Lernen jedoch wollte es nicht glücken. Der Lehrer erklärte den Knaben für unbegabt und flüchtig; die Baronin fand die Ausgabe für den mageren Erfolg zu groß; so ward Lothar in die Stadt fortgegeben. Seine Studien beendete er dort nur mit großer Not; geordnetes Lernen war seine Sache nicht. Dabei ward er beständig vom heißen Durst nach Vergnügungen geplagt und zerstreut. Als er die Universität bezog, überließ er sich ein wenig zügellos diesem Hange;

trat in die glänzendsten Corps ein, trank und liebte, war ein beliebter Kamerad und ein bewunderter Corpsbursche. Von Bonn zog er nach Göttingen, von Göttingen nach Leipzig und verstand es überall in seinen Kreisen eine angesehene Rolle zu spielen. Dabei schien er zu vergessen, daß die Zeit verrann, daß er älter wurde und diese Erfolge kaum im Stande sein konnten, sein Leben dauernd auszufüllen. Doch begann er allmählich eine gewisse Leere und Müdigkeit zu verspüren. Wenn es Zeiten gab, in denen es um ihn nie laut und üppig genug hergehen konnte, so kamen hinwiederum Tage und Wochen, in denen er sich ganz zurückzog. Dann nahm er eine bittere und höhnische Art an, über das Leben im Allgemeinen zu urteilen. Die überfeinen und vornehmen Vergnügungen, die er sonst aufsuchte, widerten ihn an. Er lachte über seinen Stand, seine Kameraden, selbst seine blonde Freundin von der Oper, meinte: die Gesellschaft, wie sie jetzt eingerichtet sei, biete doch nur sehr pauvre Genüsse und sprach so wunderliche und ketzerische Ansichten aus, daß seine Freunde ernstliche Besorgnisse um ihn hegten. Bei dieser Gemütsverfassung bedurfte es nur eines geringfügigen Anlasses, um ihm eine neue Lebensrichtung zu geben, da die bisherige so gründlich ausgelebt schien.

Eines Abends saß Lothar in Leipzig mit dem Grafen Bylin bei Haufe. Sie hatten sich in Bonn gekannt und feierten nun ihr Wiedersehn. Der Graf galt für einen vorzüglichen Gesellschafter; warum, wußte keiner so recht. Wer aber am Wirtshaustisch diesem hübschen Mann mit dem langen blonden Schnurrbart, den Augen, die stets halb von den Lidern verdeckt wurden, den in London gefertigten Kleidern

gegenüber saß und den strengen Duft eines Attkinsonschen Parfüms, den der Graf um sich verbreitete, einsog, der fühlte sich gehoben.

Die Herren waren schon bei der zweiten Flasche Sekt. Lothar wurde lebhaft, erzählte viel und laut, während der Graf ihm in seiner ruhigen, teilnahmslosen Art zuhörte. Unterdes war ein neuer Gast in das Zimmer getreten; ein großer, breitschultriger Mann im abgetragenen grauen Rock. Eine blanke Glatze gab ihm ein ältliches Aussehen, obgleich sein Gesicht jung und rot war, mit starken, fast groben Zügen. Er trat an den Tisch, an dem die Herren saßen, setzte sich und bestellte sich zu essen und zu trinken. Bylin streifte den Ankömmling mit einem müden, kalten Blick, Lothar sah ihn feindlich an, wandte sich ab und die Herren setzten ihre Unterhaltung fort, als gäbe es keinen Dritten in ihrer Gesellschaft.

»Sie finden«, erzählte Lothar, »die Studentengesellschaft um einige Ideale reicher. Wir haben hier nun nicht nur religiöse, sondern auch sozialistische Verbindungen.«

»Ah«, meinte der Graf zerstreut und beobachtete von der Seite den Herrn am Ende des Tisches. Dieser verzehrte mit vielem Behagen ein Haselhuhn und legte die reinlich abgenagten Knöchelchen neben seinen Teller auf das Tischtuch. Den Grafen interessierte das, und er lächelte kaum merklich.

»Verbummelte, unmögliche Leute, diese Gesellschaftsapostel«, berichtete Lothar weiter, »Keuschheit und Sittlichkeit ist, glaube ich, Commentpunkt, dabei aber ...«

»Das ist ein Irrtum«, unterbrach der Fremde Lothar mit ruhiger, knarrender Stimme, »derlei Commentpunkte hat keine sozialistische Verbindung.«

Lothar errötete, machte jedoch, als habe der andere nicht gesprochen und fuhr erregt fort: »So höre ich aus gutunterrichteter Quelle.«

»Daran ist nichts Wahres«, schaltete der Fremde wieder ein.

Lothar wollte auffahren, da er jedoch sah, daß Bylin lächelte, zwang er sich auch zu einem Lächeln, wurde aber immer bitterer in seinem Bericht. »Ja! verzweifelte Leute! Da ist gestern ein Wanderapostel angekommen, der eine große Versammlung einberufen hat; irgend ein russischer Nihilist.«

»Er ist ein Deutscher!«, warf der Fremde ein.

»Es ist bedauerlich, daß Ideen, die in gewisser Beziehung nützlich sein könnten, so durch ihre Vertreter diskreditiert werden. Ein Kerl, der in seinem Vaterland mit der Polizei oder dem Strafgericht Unannehmlichkeiten gehabt, gestohlen oder Wechsel gefälscht hat, fühlt plötzlich den Beruf, unserer Jugend ...«

»Das ist Verleumdung«, versetzte der Fremde, »einfache Verleumdung. Der Mann, von dem Sie sprechen, hat reinere Hände, als die meisten, die über ihn zu urteilen wagen.«

»Wer fragt Sie?«, fuhr Lothar auf; die Heftigkeit machte ihn fassungslos. »Wer gestattet Ihnen mitzusprechen?«

Ein wenig bleich wurde der Fremde, doch erwiderte er ruhig: »Es ist meine Pflicht zu widersprechen, wenn ich höre, daß ein Ehrenmann, der noch dazu mein Freund ist, gröblich verleumdet wird.«

Lothar hatte sich erhoben und war auf den Fremden zugetreten.

»Ja!«, fuhr der Fremde gelassen fort, »glauben Sie es mir, dem Manne, den Sie hier zu beschimpfen sich erlauben, sind Sie die Schuhriemen zu lösen nicht wert.«

»Herr! welche Sprache!«, brachte Lothar heiser heraus und hob die Hand gegen den Fremden; doch sein Arm ward erfaßt, niedergedrückt auf die Tischplatte mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß Lothar ein wenig gebückt und schief wie an den Tisch genagelt dastand und sich nicht zu rühren vermochte. Er machte keinerlei Anstrengungen, sich zu befreien. Scham und Zorn betäubten ihn. Dann mischte sich der Graf hinein. »Aber meine Herren ...« Lothar war wieder frei; er verstand nicht, was Bylin sagte, ein Gefühl, als müßte er weinen, schnürte ihm die Kehle zusammen.

»Dr. Falzl ist mein Name«, sagte der Fremde.

»Sehr wohl!«, meinte der Graf, »Ich werde mir erlauben, Sie morgen in Sachen des Herrn von Brückmann aufzusuchen.« Der Doktor wollte noch etwas sagen, Bylin unterbrach ihn jedoch. »Ich bitte, hier ist kein geeigneter Ort für Unterhandlungen. Auf morgen, Herr Doktor, wenn ich bitten darf.«

Der Fremde zuckte die Achseln und ging.

Die Herren setzten sich wieder an ihren Tisch. Der Graf lächelte. »Eine dumme Affäre. Wie konnten Sie sich auch gleich so echauffieren?« – »Das Gesicht dieses Mannes machte mich rasend«, erwiderte Lothar. »Ja, hm! Wer weiß, wie er hier hineingeraten war. Wie hübsch er die Haselhühner aß!« Bylin lachte. Die wegwerfende Art, mit der er den Vorfall besprach, beruhigte Lothar ein wenig.

Gewiß, es war nur eine dumme Geschichte. Als sie jedoch aufbrachen, wurde es Lothar schwer, sich von seinem Gefährten zu trennen; er fürchtete, allein, ohne Bylin, würde die Sache ihm anders, unangenehmer erscheinen. Und so war es; den ganzen Abend lastete eine schwere Mißstimmung auf Lothar, erfüllt ihn mit Scham und Widerwillen. Wie töricht, sich so zu benehmen. Warum hatte er sich über Leute, die er nicht kannte, geäußert? Und nicht einmal seine eigentliche Meinung war es gewesen, die er da ausgesprochen; nur so ein feiges Gerede, um dem Grafen zu gefallen. War dieser Fremde nicht im Recht gewesen, dem zu widersprechen? Und dann dieser gemeine Auftritt – pfui!

Am folgenden Tage erschien Bylin und teilte mit: »Ich habe unseren Mann aufgesucht. Auf Waffensatisfaktion geht er in keinem Fall ein.« – »Das dachte ich mir«, meinte Lothar ingrimmig. »Ja, er ist Sozialdemokrat; diese Art der Satisfaktion ist gegen seine Überzeugung. Er hat mir seine Gründe auseinandergesetzt; ganz hübsch und interessant; ein feiner Kopf.«

»Gut! aber was fangen wir nun an?«

»Sonst ist er mir in dem Bestreben, diese unverzeihliche Affäre zu arrangieren, entgegengekommen, und ich denke, auch wir müssen uns bemühen, kulant zu sein. Dieser Doktor also ist bereit zu erklären, er sei in seinen Ausdrücken zu weit gegangen, er nehme sie zurück; und das Gleiche erwartet er von Ihnen.«

»Wie, das ist alles?«

»Ja« – Bylin lachte, »ganz korrekt ist es nicht. Aber mon cher, wenn Sie meinen Rat hören wollen, so akzeptieren Sie das. Schließlich ist er der Beleidigte. Er scheint kein großes

Gewicht darauf zu legen. Etwas Rechtes läßt sich nun einmal aus dieser Affäre nicht machen. Ist er mit dieser Form der Beilegung zufrieden, tant pis für ihn, und wir werden ohne Skandal die Geschichte los. Sind Sie einverstanden, so können Sie ihn um vier Uhr im Café finden; dort wird sich alles machen.«

Lothar war mit dieser Wendung nicht ganz zufrieden; aber Bylin hatte vielleicht Recht, es war das Beste, diese Sache möglichst schnell und still aus der Welt zu schaffen.

Merkwürdig war es, daß die Erwartung dieses Zusammentreffens Lothar den ganzen Vormittag über beunruhigte. Das Gesicht seines Gegners sah er beständig vor sich; die unheimliche Ruhe in den groben Zügen während des Streites, das verächtliche Zucken, als er sich entfernte. Noch vor der festgesetzten Zeit war Lothar im Café, obgleich er das für falsch hielt. Bald darauf erschien auch Dr. Faltl. Er trug wieder seinen alten, grauen Rock und einen breitrempigen Filzhut auf dem Kopf. Seine Verbeugung war hastig und unbeholfen. Er setzte sich Lothar gegenüber an den Tisch. Lothar schwieg und wartete. Dr. Faltl schien befangen; er rieb sich mit der flachen Hand die Kniescheibe und sah gerade vor sich hin, als dächte er nach; endlich begann er zu sprechen, immer noch sein Knie reibend und gerade vor sich hinblickend.

»Ihre Gegenwart, mein Herr, ist mir ein Zeichen, daß Sie auf den Vorschlag, den ich heute Morgen Ihrem Freunde gemacht habe, eingegangen sind.« Lothar nickte leicht mit dem Kopfe. »Ja, denn also mache ich den Anfang, indem ich mein Bedauern ausspreche, mich gestern zu schroff ausgedrückt zu haben ...« Er hielt inne, schaute zweifelnd zu

Lothar hinüber und zog die Augenbrauen empor, was seinem Gesicht einen kindlichen und doch etwas verachtenden Ausdruck verlieh. »Ich weiß nicht«, begann er wieder, aber Lothar fiel ihm in die Rede: »In diesem Fall nehme auch ich die gegen Sie gebrauchten verletzenden Ausdrücke zurück.« Beide schwiegen nun. Lothar dachte daran, daß Bylin in seiner Lage sich jetzt mit einer hochmütigen Verbeugung entfernt hätte; das war das Richtige. Dennoch blieb er. Die Neugierde, was der wunderliche Mann vor ihm noch tun und sagen würde, hielt ihn zurück. Faltl lächelte, als er sich wieder an Lothar wandte: »In Ihren Kreisen werden solche Auseinandersetzungen nach bestimmten Regeln vorgenommen. Da mir diese Regeln gänzlich unbekannt sind, so werden Sie sich auch nicht daran stoßen, wenn ich nicht alles, was in solchen Fällen üblich ist, gesagt oder getan haben sollte.«

»O! darauf kommt es hier so genau nicht an«, wehrte Lothar leichthin ab.

»Natürlich! Schließlich ist die Absicht des Gutmachens das Ausschlaggebende; und die hab' ich. Auf die Vorschläge Ihres Freundes konnte ich nicht eingehen. Ich habe mich mit den Grundansichten der heutigen Gesellschaft so entschieden in Gegensatz gestellt, daß ich mich in einer – einer Nebensache, in einer Sittenvorschrift, die ich für schief halte, nicht fügen kann. Übrigens«, dabei nahm sein Gesicht einen gutmütigen, fast heiteren Ausdruck an, »wer das Glück erfahren hat, sich frei von den Vorschriften dieser Gesellschaft zu wissen, um nur seiner Überzeugung zu folgen, der möchte auch nicht den kleinsten Schritt

zurückzutun. Doch bin ich mit meinem gestrigen Verhalten wirklich unzufrieden. Nicht daß ich meinen Freund verteidigte, das war Pflicht, aber daß ich überhaupt in dieses Lokal hineinging, war falsch. Ich hatte mir längere Zeit Entbehrungen auferlegen müssen, ich hatte eine schwere Arbeit glücklich zu Ende gebracht; da sagte ich mir: nun kannst Du ein Mal Deinem Leibe ein Fest geben. Ich wollte einmal eine so feine und behagliche Stunde wie irgend möglich erleben. Ja, das war falsch. Ich gehöre in dieses Bankierlokal nicht hinein. Sich still von den Genossen fortschleichen, um zu schlemmen, ist unrecht.« Er stand auf: »Aber ich will Sie nicht länger aufhalten.« Dann machte er wieder seine hastige Verbeugung und ging.

Lothar blieb noch lange nachdenklich sitzen. Dieser Mann hatte ihn beeindruckt; es tat ihm leid, dem Armen »die feine, behagliche Stunde«, die er sich durch schwere Arbeit verdient zu haben glaubte, verdorben zu haben. Welcher Art mochte diese Arbeit gewesen sein? Das war es! Hinter diesem Manne ahnte Lothar ein bewegtes, wohlausgefülltes Leben, an dem er gern teilgenommen hätte; und dann – die Worte: »und wer das Glück hat, sich frei von den Vorschriften dieser Gesellschaft zu wissen«, brachten einen angenehmen Hauch der Freiheit und der Frische mit sich, wie Seewind.

Der Gedanke an diese neue Bekanntschaft ließ ihn nicht mehr los. Der bisherige Abschnitt seines Lebens war schon zu sehr ausgelebt; hier war etwas Neues, etwas ganz anderes, darum packte es. Von nun an fand er sich oft in diesem Café ein, um Falzl zu sehen. Es war eine Schrulle, wie jede andere, sagte er sich. Er setzte sich in die Nähe des

Doktors, tauschte mit ihm einen steifen Gruß, reichte oder erbat sich eine Zeitung, wechselte zuweilen einige sehr gleichgültige Worte mit ihm; weiter kam es nicht. Dennoch unterhielt es ihn, Faltl zu beobachten. Er versuchte etwas von dem geheimnisvollen Treiben zu erfahren, das jenen umgab und welches ihm, er wußte es selbst nicht warum und es war eigentlich lächerlich, plötzlich so anziehend schien. Häufig kamen Leute, um mit dem Doktor zu sprechen; junge Männer mit breitkrempigen Hüten und langen Haaren, ältere Männer mit groben Händen und schwarzen Sonntagsröcken. Faltl flüsterte mit ihnen, hörte sie ernst an, gab kurzen Bescheid. »Reise gleich ab.« – »Kommen Sie in die Versammlung.« – »Sagen Sie den Genossen, daß ich einverstanden bin.« Unter den Leuten, die sich hier Rat holten, fand Lothar auch einen Bekannten, einen Studenten, der dasselbe Haus wie Lothar bewohnte. Er war diesem hübschen Jungen mit den blauen Augen und dem rötlichen Christusbart oft auf der Stiege begegnet, wußte, daß er Österreicher und Sozialdemokrat sei und Rotter hieß. Das zutunliche, freundliche Wesen des jungen Mannes machte, daß Lothar sich zuweilen mit ihm unterhielt. Rotter hatte stets etwas Geheimnisvolles vor, von dem er andeutungsweise sprach; immer erwarteten ihn Genossen irgendwo. »Also der gehört auch dazu«, sagte sich Lothar und suchten den jungen Mann auf. Da erfuhr er denn, daß Faltl ein Licht der Partei sei, daß er aus Frankfurt a. M. hier angelangt, weil hier große Dinge im Werk seien. »O dieser Faltl!«, meinte Rotter. »Der ist großartig! der versteht es, eiserne Disziplin zu halten! Wenn Sie ihn um seinen Rat bitten, was Sie tun sollten, dann gibt er Ihnen

sofort ein Programm für das ganze Jahr, da steht genau darin, was Sie zu tun haben. Der ist großartig!« Solch ein Programm war es gerade, dessen Lothar jetzt bedurft hätte, da er nicht wußte, was er mit seinem Leben anfangen sollte. Eine eiserne Disziplin, ein Kreis von Genossen, der in Gefahr und Drangsal eng zusammenhielt, große Dinge, die im Werke waren, das reizte Lothar.

Er begann eifrig Volkswirtschaft und die sozialdemokratischen Lehr- und Agitationsbücher zu studieren; im Herzen bereits fest entschlossen, sich überzeugen zu lassen. Rotter wurde sein täglicher Umgang. Dieser spürte wohl, daß sich hier eine Bekehrung anbahnen ließ und war stolz darauf, diese zu leiten. Dann begann Lothar auch die langhaarigen Genossen in ihren hochgelegenen Stuben zu besuchen; trank Nächte hindurch mit ihnen Tee, träumte vom Zukunftsstaat, trug breitkrempige Hüte und verkehrte mit Handwerkern und Arbeitern. Nur bei den Führern, bei den älteren, ernsten Parteigenossen ganz aufgenommen zu werden, hielt schwer. In die eigentlichen Parteigeheimnisse wurde er nicht eingeweiht und zu keiner ernstlichen Arbeit benutzt. Als er Falzl um Instruktionen bat, fragte dieser ihn genau aus und meinte: »In Volkswirtschaft, das ist die Hauptsache, studieren Sie nur fleißig fort. Gute Federn brauchen wir; Ihre Aufgabe liegt vielleicht nach dieser Seite hin.« Lothar sah wohl, daß ein gewisses Mißtrauen ihm entgegengebracht wurde; das verdroß ihn. Schonungslos brach er alle seine früheren Beziehungen ab, kümmerte sich nicht um den Spott seiner ehemaligen Kameraden, sondern gefiel sich darin, seine Gesinnung offen zur Schau zu tragen. Dennoch

fühlte er, daß hier in Leipzig die Hindernisse, die seiner rückhaltlosen Aufnahme in die Partei entgegenstanden, nicht überwunden werden konnten. Er beschloß nach Genf zu gehen, an die Quelle der großen Lehre, wo aus allen Weltgegenden die Märtyrer der heiligen Sache zusammenkommen und eine Art hohen Rates der Partei bilden.

In Genf endlich wurde Lothar in das Allerheiligste der großen Lehre eingeführt. Er fand dort einen Kreis von Männern, die für ihre Überzeugung hart gelitten hatten und deren Bitterkeit gegen das Bestehende noch durch die Verstimmung des Flüchtlings und Verbannten erhöht wird. Diese Männer, alle voll Drang, etwas Großes für die Sache zu tun, waren hier zu verhältnismäßiger Untätigkeit verurteilt; ihr Anteil an der Arbeit beschränkte sich auf Antreiben, Aufmuntern und ihre Ungeduld, daß endlich die große Entscheidungsschlacht geschlagen werde, war so heiß, daß sie das Geschäft des Anspornens mit wildem Ungestüm betrieben. Eine schwüle Luft steter Erwartung wehte hier. Man stand am Vorabend der Weltrevolution, das war gewiß; das gab den Männern etwas Nervös-Fieberhaftes. Was auch getan und unternommen ward, war nur vorläufig, war, um die Zeit bis zum großen Augenblick hinzubringen. Hier wurde Lothars Erziehung vollendet. Er lernte alles Bestehende als dem Tode geweiht, anzusehen; hier gelang es ihm fast an den Zukunftsstaat zu glauben, ihn zu erwarten, sich in Gedanken ganz in ihn hineinzuleben. Sein Vorbild und Meister, ein alter Revolutionär, der schon viele Jahre hier saß und hinaushorchte, ob seine Stunde nicht wieder schlagen würde, pflegte zu sagen: »Siehst Du,

für uns gibt es jetzt nur eine Arbeit und die ist blutig, haßerfüllt, zerstörend, und nur eine Erholung – die ist: sich in die Zeit hineinträumen, da der Sieg erfochten sein wird. Die Gegenwart gibt uns die Arbeit, daher ist sie häßlich und schwer, Erholung und Genuß müssen wir von der Zukunft borgen.« Solch' ein samstägliches Beieinandersitzen und Sprechen von den Freuden des Zukunftssonntages war das ganze Leben dieser Männer.

Da machte es sich, daß die Wiener Genossen eine Deputation an den Meister sandten, um den Rat in einer wichtigen Angelegenheit zu hören. Die Sache in Wien ging lau. Anarchistische Clubs, die sich der Parteidisziplin nicht fügten, gewannen Einfluß auf die Bevölkerung; ein jeder ging seinen Weg. Unter anderen Mitteln, diesem Zustande abzuhelpen, war der Gedanke aufgetaucht, eine Zeitschrift herauszugeben, welche in gemäßigter Form die Lehre vortragen, das Bestehende angreifen und den Grund zu einer organisierten Partei legen sollte. Dadurch konnte man auf weitere Kreise einwirken, sie in die Prinzipien und Anschauungen der Partei hineingewöhnen. So schwierig das Unternehmen war, so schien es doch vom Glück begünstigt zu werden. Die Mittel fanden sich. Die Polizei gewährte mit überraschender Bereitwilligkeit die Konzession. Der Meister sprach seine Befriedigung über den Plan aus, gab ihm seinen Segen und empfahl Lothar zum Mitglied der Redaktion. So war denn Lothar in Wien, war Redaktionsmitglied der »Zukunft«, hatte einen Lebensberuf, den auszufüllen, wie er meinte, ein Menschenleben nicht hinreicht. Für den Rest seines Lebens war gesorgt.

Der Hof unter seinem Fenster war leer geworden, ein starker Duft von gebratenem Fleisch stieg empor und aus den geöffneten Fenstern tönte Tellergeklapper. Es war Zeit, in das Gasthaus »zum roten Rössel« zu gehen, wo er gemeinsam mit Rotter die Mittagsmahlzeit einnehmen wollte.

III.

Der kleine Hofraum des Gasthauses »zum roten Rössel« war voller Sonnenhitze und Menschen; kaum vermochte Lothar sich zwischen den Tischen und Stühlen dort unter dem wilden Wein und den Oleanderstauden hindurchzuwinden. Beamte mit ihren Frauen, Offiziere, Studenten und Schauspieler saßen hier; die Kellner stöhnten unter der Last der gefüllten Teller, die sie ab- und zutrug. Lothar mußte an einem Tische Platz nehmen, an welchem bereits ein älterer Herr und eine junge Dame saßen. Es fiel ihm auf, daß sein Erscheinen Aufsehen erregte; man sah sich nach ihm um, fragte sich leise: »Wer ist das?« Auch der Herr an Lothars Tisch flüsterte der Dame zu: »Eine neue Erscheinung! Ein Fremder.« Lothar war das lästig. Er war zwar dafür, daß die Menschen miteinander lebten wie eine große Familie; wenn er jedoch in ein Gasthaus ging, mochte er nicht das Gefühl haben, als trete er als Fremder in eine Familienstube. Um so lieber war es ihm, daß er Rotters schlanke Gestalt durch die engen Gäßchen der Tische auf sich zusteuern sah, den breiten Filzhut schon aus der Ferne schwenkend. Bevor er bis zu Lothar gelangte, mußte er nach allen Seiten hin grüßen; hier ein »Ich hab' die Ehr' –«, dort ein »Servus«; dann stand er vor Lothar, lachte, daß man all seine Zähne sah, umfaßte Lothar mit beiden Armen und küßte ihn auf den Mund: »Servus! Grüß' Gott! Bruder. So findet man sich wieder! Ich hab' Dich aber erwartet! Die anderen haben mich dafür verantwortlich gemacht, daß Du nicht kamst. Als ob ich Dich in der Tasche hätte. Nun, das ist gescheit, daß wir Dich haben.« Er war noch immer derselbe

stürmische, viel redende, gute Junge, der er in Leipzig gewesen. »Jesus, was man nicht alles zu besprechen hat! Was hier für Dinge vorgehn! Doch davon später.« Plötzlich verbeugte er sich gegen den alten Herrn am Tisch: »Die Ehre, Doktor! Ein heißer Tag ... Grüß Gott, Remder, wie geht es mit der Gesundheit?« Dabei reichte er der Dame die Hand.

»Ich danke, Rotter, wie gewöhnlich«, erwiderte sie. Sie war ein hohes schlankes Mädchen, das den Dreißigern nicht mehr fern sein konnte. Ihr bleiches Gesicht hatte regelmäßige scharfe Züge; über den länglichen, braunen Augen standen die dunklen Brauen so nah beieinander, daß sie sich beim geringsten Zucken der Stirn berührten; der Mund mit den zu schmalen Lippen verzog sich beim Sprechen ein wenig schief. »Komm, Vater«, sagte sie und stand auf »es ist Zeit, zu gehen ...! Grüßen Sie Ihre liebe Frau, Rotter.«

Der alte Herr mit dem roten Gesicht und den genußsüchtigen, blanken Äuglein, wäre offenbar noch gern geblieben und folgte seiner Tochter nur widerwillig.

»Gut, daß sie fort sind«, meinte Rotter »jetzt können wir plaudern.«

»Wer war dieser Doktor?«, fragte Lothar.

»Ah! Er ist eigentlich kein Doktor, glaube ich. Remder heißt er. Dein Hausgenosse übrigens. Er war Notar, hatte Unannehmlichkeiten und verlor seinen Posten. Ein Schuldenmacher. Die Tochter tut mir leid; ein kluges, edles Mädchen. Sie erhält sich und den Vater durch Klavierstunden, denn was der Alte als Advokatenschreiber verdient, wird sofort verjubelt. Ja, ein außerordentliches

Mädchen, diese Amalie Remder, eine der unseren, eine Frau der Zukunft.«

»Sie ließ Deine Frau grüßen – bist Du denn verheiratet?«

Rotter lachte. »Ja, es hat sich so manches geändert! Verheiratet ... nenn' es, wie Du willst. In unserem Sinn gewiß. Ich schrieb Dir von der Peppi!«

»Ja, ich weiß. Eine Steyrerin, ein Dienstmädchen.«

»Dieselbe. Köchin war sie; eine sehr gute Köchin. Es dauerte schon zwei Jahre, daß wir uns alle Sonntage trafen. So etwas hat man in unserem Berufe nötig. Die Arbeit, die Genossen, die Partei, das ist alles sehr schön, ist gewiß die Hauptsache, aber der Mensch muß sich erholen, nicht wahr? Wenigstens ein Mal in der Woche. Daß es gerade der Sonntag war, weißt Du, das ist alte Gewohnheit aus der Kinderzeit. Die Peppi hätte an einem andern Tage auch nicht kommen können. Und solch' ein Frauenzimmer, das aus seiner stillen Küche kommt, die ganze Woche hindurch sich auf Dich gefreut hat, nur an Dich denkt: Du bist ihm sein Sonntag, siehst Du – das – das bringt Frieden.«

»Das verstehe ich wohl. Und dieses Mädchen ...?«

»Warte! Es kam bunter. Die Peppi ward guter Hoffnung. Angenehm ist diese Zeit nicht gewesen. Die Mädchen regen sich über so etwas auf. Sie mußte bei einer Hebamme eingemietet werden. Was mich das Geld gekostet! Und als das Kind da war, ein schönes Madl, sag' ich Dir, was sollte ich tun? Ich hab' die Peppi zu mir genommen und ich bin sehr zufrieden. Es sieht bei mir jetzt ganz anders aus! Das gute Essen und die Knöpfe an den Hemden – Du wirst es ja sehen ...! Glaube mir! Wenn Du erst länger mit uns dieses Leben hier gelebt haben wirst, dann wirst Du Dich auch